

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 36 (1932-1933)  
**Heft:** 16

**Artikel:** Meli  
**Autor:** Lagerlöf, Selma  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-669824>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

werden. Da und dort mag auch infolge äußerer Schwierigkeiten der Wille zum Kind erlahmen. Darin allein sehen wir eine Gefahr dieser neuen ungesicherten Ehe. Im übrigen werden die nächsten Jahrzehnte zeigen, was für Früchte diese jungen, hoffnungsgrünen Bäume zeitigen werden; wohl werden auch sie nicht in den Himmel

wachsen, wohl wird auch bei ihnen mit der Zeit da und dort sich Moos ansetzen, aber ein Sortenwechsel kann diesem Baum unseres Volkes neue Wachstumsimpulse geben und zu einer gesunden Erneuerung und Auffrischung an Haupt und Gliedern führen.

M. St.

## Ihr Heim.

Lang vorüber ging ich den Gehegen,  
Drin der Giebel deines Heimes ragt,  
Dieser Pforte, diesen Schattenwegen!  
Wer da wohne, hab' ich nicht gefragt.

Wer da wohne  
Hinter einer dunklen Lindenkronen,  
Hat das Herz mir nicht vorausgesagt.

Pfade liefen durch die feuchte Wiese,  
Kleine Sohlen sah ich hier und dort  
Eingezeichnet auf dem weichen Kiese,  
Aber meines Weges zog ich fort.

Ich begehrte  
Zu verfolgen nicht die flücht'ge Fährte,  
Zu betreten nicht den stummen Ort.

Auch ein Rauschen hört' ich aus der Linde,  
Die der Hauch der Abendlüfte bog;  
„Komme, Wanderer“, riefes, „komm und findel“  
Während rascher ich des Weges zog.

Ich vertraute  
Dem Versprechen nicht der Geisterlaute,  
Deren Wehn mir oft das Herz betrog.

Und den Stern der Liebe sah ich eilen  
Dort zum dunkelscharfen Bergesrand,  
Auf dem schlanken Giebel blühend weilen  
Wie ein zitternd Feuer, eh' er schwand.

Im Entweichen  
Gab der Freund am Himmel mir ein Zeichen,  
Wann er über meinem Glücke stand.

Längst versunken glaubt' ich's in die Ferne,  
Das so nahe mir verborgen lag!  
Wer versteht den stillen Wink der Sterne  
Vor dem rechten, dem bestimmten Tag?

Vor der Stunde,  
Die ihn zieht zu dem ersehnten Bunde,  
Den nicht Tod noch Leben trennen mag?

Lang vorüber ging ich deiner Liebe  
Durch den Staub des Lebens unbewußt,  
Daß zur Wonne mir die Klage bliebe,  
Und ein leiser Schmerz in sel'ger Brust —

Schmerz und Klage  
Ueber ohne dich verdarbte Tage,  
Die mit deinem Fuß du stillen mußt.

Conr. Ferd. Meher.

## Meli.

Novelle von Selma Lagerlöf.

Jeder, der sie auf der Straße sieht, kann nicht umhin, zu denken: Wie unglücklich sie ist! Ein armes, buckliges Kind, wie unglücklich sie ist! Sie ist nicht älter als sieben Jahre, und schon hat sie das lange Gesicht und die langen, dünnen Hände. Wenn sie auf die Straße hinaus soll, zieht ihr die Mutter einen langen Mantel an, mit einem großen Kragen, der in tiefen Falten über den Rücken fällt.

Sie ist klein und zart, niemand würde glauben, daß sie älter als fünf Jahre ist. Auch hat man sie bis jetzt immer für zu klein gehalten, um in die Schule zu gehen, aber nun zum Herbst soll sie anfangen.

„Ach, Amelie, wie lustig das für dich sein wird, in die Schule zu kommen und Kameradinnen zu haben, mit denen du spielen kannst. Das ist etwas anderes, als immer daheim bei Mutter zu hocken.“

Sie erhebt ihr kleines, durchsichtiges Gesichtchen und lächelt hoffnungsvoll. Aber sicherlich sind all das von Kameradinnen, Schule und Spielen tote Worte für sie. Dieses kleine, empfindliche Wesen ist natürlich gezwungen, ein ganz anderes Leben zu führen als ein gewöhnliches Kind.

Und richtig, kaum daß sie mit dem Schulbesuch angefangen, hat sie auch schon wieder



aufgehört. Ihre Mutter flüstert leise, daß Meli es nicht vertrug. Sie wurde so müde, daß sie den ganzen Nachmittag liegen mußte.

So gratuliert man ihr, daß sie daheim bei Mutter bleiben darf, so wie man ihr früher gratuliert hat, von dort fortzukommen. „Ja, jetzt wirst du bei Mutter lesen lernen, Meli, und du mußt dir einen Hahn anschaffen, der bei jedem neuen Buchstaben, den du lernst, kräht.“

„Nein, Meli soll noch nicht lesen lernen,“ sagt ihre Mutter. „Sie soll nun zuerst Klavierspielen lernen.“

„Soll Meli spielen?“

„Ja, Meli spielt so gern. Und jetzt geht sie zu einer Lehrerin, die sie unterrichten will. Das macht Meli nicht müde, allein mit der Lehrerin in einem hübschen Zimmer zu sitzen und zu spielen. Aber in der Schule, da war so viel Lärm.“

Und dann flüstert die Mutter wieder, daß Meli irgend eine Arbeit außer Haus haben muß, sie muß mit einer Schultasche irgendwohin gehen, um zu fühlen, daß sie wie andere Kinder ist.

Aber nach ein paar Wochen ist auch das Spielen aufgegeben. Meli bekam davon Rückenschmerzen. Sie ist zu klein, sie muß bis zum nächsten Jahr warten.

Was für ein Leben wird das werden, denkt man, für eine, die so schwach und verkrüppelt ist. Wie unglücklich sie ist!

Aber Melis Mutter merkt, daß das Kind bekümmert aussieht, als sie davon spricht, daß das Spielen aufhören müßte. „Aber das macht gar nichts, denn Meli hat zu Hause so viel zu tun. Nicht wahr, Meli?“

„Ja,“ sagt das Kind und nimmt seine Mutter bei der Hand und eilt heimwärts, um all die vergessenen Pflichten zu erfüllen, die ihrer harren. Und die Mutter geht mit, sieht sich aber um und wirft einem einen Blick zu, der gewiß keinen Kummer ausdrückt, viel eher bewundernden Stolz.

Das ist ein Blick, der einem zu denken gibt. Melis Vater arbeitet bei einem Tischler, Melis Mutter ist ein armes Ding, die Tochter eines Grubenarbeiters. Als sie heiratete, war sie frisch, tüchtig, laut und vielleicht ein bißchen derb, ein bißchen gewöhnlich, ja gerade wie jede andere. Aber jetzt ist sie sehr verändert, ihre Stimme ist weicher geworden und die Züge werden weiblicher mit jedem Jahre. Macht das Meli? — — —

Melis Eltern haben sich ein kleines Häuschen ein paar Minuten vor der Stadt gebaut, auf dem freien, offenen Felde dort draußen. Ihr glaubt nicht, was das für ein Platz ist!

Die Stadt ist eine alte Bergwerksstadt, und vor den Toren standen in früheren Zeiten eine ganze Menge Schmelzhütten zum Rösten des Erzes. Die Hütten sind nun verschwunden, aber die Natur hat sich von ihnen noch nicht erholen können. Sie ist wie tot, und niemand hat sie wieder auferstehen lassen.

Melis Vater hat ein paar Quadratmeter vor seiner Hütte mit einem Drahtzaun eingefriedet. Es ist vielleicht beabsichtigt, daß da ein Garten werden soll. Aber vorderhand ist alles mit ziemlich großen grauen Felsblöcken bedeckt, und dazwischen liegen kleine kantige Schlackenstücke. Es ist dort wie überall in dieser Gegend der Stadt. Man sieht keine Erde, und es wächst kein Halmchen.

Es ist ein sonniger Sommertag, und die kleine Bucklige ist in ihrem Garten, der nur aus grauen Felsblöcken und vielfarbigen Schlacken besteht. Sie ist allein, denn ihre Mutter fürchtet die Sonne und hält sich am liebsten im Zimmer auf, während die Kleine sich mitten in der Sonnenglut am wohlsten fühlt, sie kann nie genug Wärme haben.

Aber manchmal springt sie auf und läuft zu ihrer Mutti hinein, um zu erzählen: „Ich unterhalte mich so gut! Willst du nicht kommen, Mutti, und sehen?“

Das Unterhaltende ist eine Heuschrecke, die sich so unvorsichtig betragen hat, daß sie sich das eine Schenkelbein gebrochen hat. Aber sie hat doch Glück dabei gehabt, daß das Malheur gerade in Melis Garten passierte, der sonst einer Heuschrecke nicht so sehr viel zu bieten hatte. Und jetzt hat die kleine Bucklige das Tierchen mit ihren langen, schmalen Fingern aufgenommen und untersucht den Schaden. Dann beginnt sie rasch und behend das Bein mit einem gespaltenen Zündhölzchen zu schienen; zweifellos wird die Heuschrecke bald geheilt sein. Und nun wird sie behutsam auf den Rücken gelegt, damit sie nicht in die Versuchung kommt, das kranke Bein zu benützen und den Verband zu verschieben. Sie wird in einen kleinen Käfig gesperrt, der aus alten Spielfarten gemacht ist, und bekommt einen Platz in Melis Spital.

An der Nordseite des größten Felsblocks, der sich nach unten zu ausbuchtet, so daß er gleich-



Sam eine kleine Grottenwölbung bildet, stehen einige kleine Käfige, manche aus Strohhalmen, andere aus Pappe, aus Holzstäbchen oder Draht. Sie sind in dem kleinen, gewölbten Raum unter dem Stein in zwei Reihen aufgestellt, ordentlich wie die Betten in einem Spital.

Hierher wird auch die Heuschrecke gebracht, denn die Grotte unter dem Stein ist nichts Geringeres als ein Krankenhaus. Das hat einer unendlichen Menge Unglücklicher Pflege und Gesundheit gebracht, und auch jetzt ist es voll von kleinen, heilungsuchenden Patienten.

Hier hat die arme Bucklige, die zu schwach ist, um in die Schule zu gehen, ihre Arbeit gefunden. Als die Heuschrecke betreut ist, nimmt sie Käfig für Käfig vor, um seinen Inwohnern ihre Pflege angedeihen zu lassen. Sie hat da eine schöne, weiße Taube, die schwere Wunden am Rücken und am Kopfe hat. Das arme Tier ist in den Krallen eines Habichts gewesen, aber im letzten Augenblick gerettet und zu Meli gebracht worden. Und das kleine Mädchen hat auf irgend eine übernatürliche Weise die Kunst erlernt, Wunden zu behandeln; die Taube versteht es, sie schmiegt sich an sie und legt den Kopf an ihre eingefallene Wange, als sie aus dem Käfig genommen wird.

Dann ist ein Sperling da, der hat sich den Flügel gebrochen, aber er wurde wieder eingerichtet und fest an den Körper gebunden. Er ist bald gesund. Ganz lebensfroh faust er in dem Käfig hin und her, und Meli lacht ihn aus, weil er immer wieder umfällt, wie er auch mit dem flugbereiten Flügel wackelt und um sich schlägt, um sich im Gleichgewicht zu erhalten.

Neben dem Sperling sitzt eine kleine, kleine Maus, die ganz stille ist und das eine Bein in die Luft streckt. Das ist ein trauriger Anblick für Meli, denn die kleine betrubte Maus kann sie nicht gesund machen. Die eine Pfote wurde ihr in der Mausefalle ganz abgeschlagen, nun kann sie die Wunde wohl heilen, aber die arme Maus muß ihr ganzes Leben lang hinken oder auf drei Beinen laufen. Da sind auch ein paar Käzchen, so klein, so winzig klein; sie haben keine Augen und können mit ihren kleinen Beinchen nicht gehen, kaum kriechen. Sie sind nicht krank, aber ihre Mutter hat sie verlassen, und so hat man sie zu Meli gebracht. Man kennt Meli schon in der Nachbarschaft, man weiß, daß alles, was schwach und hilflos ist, Hilfe und Schutz bei der kleinen Buckligen findet.

Ganz tief drinnen sitzt ein Kanarienvogel in einem Käfig aus Stahl Draht. Er ist ruppig, seine Federn sind nicht mehr gelb, sondern zu Weiß verblaßt. Man sieht auf den ersten Blick, daß er krank ist: er will weder singen noch essen. Er gehört der alten Frau im Milchgeschäft, hat den ganzen Winter hindurch in ihrem kleinen, dunklen Zimmer gefressen und gesungen, ohne sich nach Licht oder Luft zu sehnen. Aber seit der Sommer gekommen ist, hat er immer ganz still auf ein und demselben Pflöckchen gehockt und ist dahingefiecht. Und der Vogel ist der größte Schatz der alten Frau, und als sie ihn Meli übergab, staunten Vater und Mutter, daß sich das Kind so großes Vertrauen erworben hatte.

Aber hier kann Meli auch nichts anderes tun, als sitzen und in die schwarzen Vogelaugen blicken. Sie sitzen beide gleich stumm, gleich regungslos, der Kranke und die Krankenpflegerin. Wenn man das Mädchen fragte, wie es dem Vogel geht, antwortete es nur im Flüsterton.

Jetzt ruft die Mutter. Meli hört es an der Stimme, daß ihr irgend eine große Freude bevorsteht. Sie läuft in fröhlicher Erwartung hinein, ihre kleinen braunen Augen strahlen. Und drinnen steht eine Nachbarnfrau mit dem armen Küchlein, das sich das eine Bein gebrochen hat. Es ist ein kleines, gelbes, flaumiges Junges, nur ein paar Tage alt, und kann gar nicht gehen. Die Frau hatte es hilflos auf dem Boden liegend gefunden, und man hätte es töten müssen, wäre Meli nicht gewesen.

Das kleine Mädchen lacht; das ist ja die einfachste Sache von der Welt. Sie nimmt das kleine Küchlein zwischen ihre funsterfahrenen Hände und behebt den Schaden in wenigen Augenblicken mit ein paar Stäbchen und etwas Garn. Ihre Mutter und die Fremde stehen daneben und beobachten, wie die mageren Finger mit den einfachen Werkzeugen hantieren. Und dieses eine Mal vergift die Nachbarnfrau die Schwäche und Unförmlichkeit des Mädchens, um sie aufrichtig zu bewundern.

Aber Meli eilt hinaus zum Kanarienvogel und setzt sich wieder zu ihm, um ihn zu beobachten. Nach einer Weile kommt sie ganz blaß zu ihrer Mutter und erzählt, daß der Vogel ein bißchen gezwitschert hat und auf ein anderes Pflöckchen gehüpft ist. Vielleicht wird er jetzt



gesund. „Glaubst du, Mutti, daß er jetzt endlich gesund wird?“ fragt sie.

„Was hast du denn mit ihm gemacht?“ fragt die Mutter ebenso ernst.

Da erstattete Meli Bericht über die Kur, die sie angewendet hat. „Glaubst du nicht, Mutti, daß es so gut ist?“ fragt sie.

Sie geht wieder hinaus, und die Mutter bleibt sinnend sitzen. Sie kann Gottes Güte nicht begreifen, der ihr ein solches Kind gegeben hat. Ein Kind, das Dinge versteht und weiß, von denen sie nichts ahnt. Ein Kind, das ein solches Wunder an Güte ist.

Und die Gedanken der Mutter kreisen um Melis Arbeit draußen im „Krankenhaus“. Aber sie denkt nicht an die armen Patienten, sondern an Meli selbst. Sie fragt sich, ob soviel Güte nicht einmal belohnt werden wird. Sie träumt von dem Tage, an dem der liebe Gott Meli die Gesundheit schenken wird. Sie fühlt, daß die Tochter einen ganzen Schatz von Wohltaten einsetzt, die einmal vergolten werden müssen. Sie weiß nicht wie, sie träumt nur. Ach, diese Träume haben ihrem Wesen Weichheit und Ruhe gegeben!

Als der Vater nach Hause kommt zum Mittagessen — er hat nur ganz kurze Zeit, denn der Weg von der Werkstatt ist weit —, eilt er so gleich hinaus zu Meli, um zu hören, wie es den Patienten geht. Sie zeigt sie ihm, einen nach dem andern. Er nimmt sie behutsam zwischen seine großen Hände, er kennt sie alle, man merkt, daß er gut Freund mit ihnen ist. Er wundert sich, wie er dazu gekommen ist, all diese kleine Götter zu lieben. Heute bei der Arbeit hat er sich einmal übers andere auf dem Gedanken ertappt, wie es wohl dem Kanarienvogel gehen mag.

Wenn Meli wüßte, was für eine bedeutende Rolle ihr Krankenhaus spielt! Während es der Mutter die milden Träume schenkt, erweckt es beim Vater Tätigkeitslust und Erfindungsgabe. Sein Hirn arbeitet, um Mittel ausfindig zu machen, Meli zu helfen. Es ist nie mehr stumpf und müßig.

Auf dem Nachhauseweg hat er eine Mausefalle erblickt, die jemand auf die Straße geworfen hatte. Die hat er gleich mitgenommen und sich gefragt, ob Meli sie gebrauchen kann. Vielleicht kann sie als Bett im Spital dienen.

Und Meli nimmt die Mausefalle in ihre Arme, geht weg und versteckt sie in ihrem Vorratshaus, das sie sich unter einem andern großen Stein gegraben hat. Es ist sehr rührend und lehrreich, einen Blick in Melis Vorratshaus zu werfen, diese kleinen, auf der Straße aufgesammelten Strohbunde zu sehen, aus denen sie ihre Betten verfertigt; diese winzigen Stoffläppchen, die ihr Verbandzeug bilden; diese kleinen Schlackenstückchen, auf denen sie ein wenig Vaselin, ein wenig Pflaster gesammelt hat, ein wenig Nahrung für Vögel und Mäuse.

Als sie alle drei, Vater, Mutter und sie, beim Mittagstisch sitzen, kann Meli kaum einen einzigen Bissen herunterwürgen. Sie denkt an den Kanarienvogel, ihr Herz ist draußen bei dem Kranken. Vielleicht stirbt er jetzt, wo sie von ihm gegangen ist.

Wie furchtbar wäre es, wenn er sterben sollte, und wie würde die alte Frau in dem Milchladen leben können ohne ihren kleinen Vogel.

Melis Vater redet zu ihr; er verspricht, ihr etwas Grünes für die Vögel mitzubringen, und abends wird er so zeitig kommen, daß er ihr helfen kann, aus dieser Mausefalle einen richtigen Käfig zu machen.

Und die Mutter ermahnt sie, zu essen.

Aber im selben Augenblick, als Meli Messer und Gabel zur Hand nimmt, hört sie von draußen klaren Vogelgesang, einen ganzen langen, perlenden Triller.

Das ist der Kanarienvogel! Sie springt auf, setzt sich aber gleich wieder hin. „Wird er jetzt gesund? Glaubst du nicht, Mutti, daß er jetzt gesund wird?“ fragt sie jubelnd.

Aber die Aufregung, in der das kleine, zarte Wesen sich befunden hat, war so heftig, daß sie jetzt, wo die Spannung weicht, in Tränen ausbricht.

„Um Gottes willen, was ist dir?“

„Ich bin nur so froh.“

„Nun, dann geh' doch hinaus zum Vogel und sieh nach, ob er gesund ist.“

Sowie sie gegangen ist, sehen die Eltern sich an und lächeln vor lauter innerem Glück. Der Vater aber sagt in aufwallendem Dankgefühl: „Es gibt kein glücklicheres Kind in der ganzen Stadt.“